

Caesar der „Staatsmann“. Zum 2000. Todestag Caesars am 15. März 1957

Aus der Fülle der Probleme, die die Beschäftigung mit Caesar uns aufgibt, sei hier dasjenige herausgegriffen, das heute von der brennendsten Aktualität zu sein scheint. Vor vier Jahren hat der Frankfurter Althistoriker Hermann Strasburger in einem Aufsatz „Cäsar im Urteil der Zeitgenossen“ [HZ 175, 1953, 225-284] die Frage der Staatsmannschaft Caesars aufgeworfen und ist zu der radikalen Antwort gekommen, daß sich in der antiken Überlieferung „über Caesars staatsmännische Leistung, seine Leistungsfähigkeit und seinen Leistungswillen“ ein eigentümlich böses Schweigen breitet, und daß es sich zurecht darüber breitet.

Dieser Aufsatz hat weithin starke Erregung hervorgerufen. Gewiß war es nicht das erste Mal, daß an Caesars staatsmännischer Qualität gezweifelt wurde. Aber nirgends bisher ist auch nur annähernd so entschieden behauptet worden, daß Caesar, nachdem er das überkommene staatlich-politische Gefüge zerstört hatte, unfähig war, eine neue Ordnung aufzubauen. Ich möchte nun hier versuchen, gestützt vor allem auf Strasburgers Ergebnisse und einige eigene Forschungen, das Problem des „Staatsmanns“ Caesar mit wenigen Strichen neu zu umreißen.

Caesars Stellung und sein Wirken in den Jahren nach Ausbruch des Bürgerkrieges (49–44) ist nur zu verstehen, wenn man sich einige Tatsachen aus seiner früheren Laufbahn vergegenwärtigt.

Seine Politik wird für uns erst gegen Ende der 60er Jahre greifbar. Damals ist er ungefähr 40 Jahre alt und steht vor der Bewerbung um das Konsulat. Alles, was wir von ihm hören, bezeugt mächtige Dynamik, reiche politische Phantasie, meisterhafte Beherrschung der Situation und hohes diplomatisches Geschick. Seine Ambitionen gehen weit. In jenen Jahren versuchte Pompeius, als Einzelner innerhalb der – oligarchisch regierten – Respublica eine gewisse Vormachtstellung zu gewinnen. In dieselbe Richtung zielten offenbar Caesars Absichten. Dabei kann freilich keine Rede davon sein, daß Caesar die Republik zerstören oder gar eine Monarchie aufbauen wollte. Bestenfalls hegte er gewisse Reformpläne, wenngleich schon das sehr unwahrscheinlich ist. Caesars damalige Situation war schwach, er war weitgehend von Pompeius und Crassus abhängig.

Im Jahre 60 nun, als Caesar sich um das Konsulat für 59 bewarb, ergab sich eine einmalige Chance für ihn. Pompeius war kurz zuvor mit einigen wichtigen Forderungen gescheitert und suchte einen Bundesgenossen, der sie ihm jetzt durchsetzen half. Dafür mußte er zu größeren Gegenleistungen bereit sein. Caesar konnte hoffen, eine Statthalterschaft zu erhalten, die ihm wesentlichen Machtgewinn und vor allem die Gelegenheit zu größeren Eroberungen versprach. Mit

andern Worten: Hier eröffnete sich ihm der Weg, auf dem allein er sich die Voraussetzungen für eine politische Vorzugsposition schaffen konnte.

Caesar hat sofort zugegriffen. Er hat dann als Politiker in der offenen Auseinandersetzung mit den Gegnern wie in der diplomatischen mit Pompeius Ungeheures geleistet. Pompeius' und seine Pläne wurden sämtlich durchgesetzt, die gemeinsamen Gegner entscheidend besiegt, die politischen Machtverhältnisse völlig umgewälzt. Caesar selbst erhielt zunächst die Statthalterschaft des „Diesseitigen Galliens“ (Poebene) und konnte sich dann auch noch die des Jenseitigen (Provence) sichern.

Das war der positive Erfolg. Nicht minder bedeutsam war für Caesar der negative. Um seine Forderungen durchzubringen, hatte er sich über den Einspruch des Senats rücksichtslos hinweggesetzt und verschiedene im Wege stehende Gesetze gebrochen. Dabei hatte er aber nicht nur das Unumgängliche getan, sondern er hatte seine Gegner, die Ersten des Staats, auch persönlich hart verletzt und mit den Institutionen des Staatsrechts unnütz ein hohnvolles Spiel getrieben. Als der Senat ihm die Provence verlieh, hatte er gesagt, nun habe er, was er wolle, von da aus werde er ihnen allen <54> auf die Köpfe springen. Offensichtlich hat er es sich damals mit der Anwendung seiner Macht zu leicht gemacht, hat er sich zu wenig darum bemüht, zu überzeugen und zu rechtfertigen, den konservativen Gefühlen der breiten staatstragenden Schichten, wo irgend möglich, Rechnung zu tragen. Zu konsequent und zu bedenkenlos schien er alle Schranken für nichts zu erachten, nachdem er einmal eine hatte übertreten müssen. Mit dieser maßlosen Konsequenz hat Caesar sich sinnlos ungeheuer geschadet. Er hat sich damals die Verbindung zu den führenden Schichten Italiens abgeschnitten. Eine Mauer von Mißtrauen und Feindschaft hat er um sich errichtet. Er hat sich in Rom praktisch unmöglich gemacht.

In den folgenden neun Jahren hat Caesar dann Gallien unterworfen und dem römischen Reich die Rheingrenze gesichert. Diese seine hervorragendste Leistung stellt ihn ebenbürtig neben die größten Feldherren Roms. Politisch gesehen hat sie ihm viel Ruhm und Macht erworben. Aber er blieb trotzdem völlig isoliert. Wenige unbedeutende Männer, teils gescheiterte Existenzen, teils für sich stehende, oft ebenso begabte wie anarchische Einzelgänger waren mit ihm verbunden. Eine Höllenmeute, wie Cicero sie nennt, mehr nicht.

Alle Bemühungen, in Rom an Boden zu gewinnen, scheiterten völlig. So hatte sich seine Politik Anfang 49 festgelaufen. Er stand vor der Alternative, sich entweder seinen Gegnern, Pompeius und dem Senat, unter dem Risiko seiner Existenz in die Hand zu geben oder den Bürgerkrieg zu wagen. Er wählte das Letztere.

Wenn er sich dabei auch zunächst auf einen fadenscheinigen legalen Vorwand berief, so hat er doch ernstlich weder damals noch später ein Hehl daraus gemacht, daß es ihm um nichts weiter als um seine Dignitas, seine Würde, ging. Vor dem Übertritt über den Rubikon hat er gesagt: „Der Verzicht auf diesen Übertritt wird mir Unglück bringen, der Übertritt aber allen Menschen“. Unter diesen Auspizien trat er an, unter ihnen hat er gesiegt. Die ganze damalige

Ökumene mußte unter der Durchsetzung dieses persönlichen Anspruchs eines Einzelnen bluten.

Als Caesar 46, da der Bürgerkrieg nach stärksten militärischen Anstrengungen beendet zu sein schien, erstmals wieder zu einem längeren Aufenthalt nach Rom kam, stand er vor dieser Situation: Das gesamte staatliche Leben Roms war zerstört, die politisch führende Schicht teils vernichtet, teils von der Politik zurückgezogen. Wenn auch äußerlich notdürftig eine bürgerliche Ordnung gewahrt wurde, so waren die verschiedenen Kräfte, die der Bürgerkrieg entbunden, doch noch keineswegs wieder in ein festes Verhältnis zueinander gesetzt. Alles stand auf zwei Augen, schon bei Lebzeiten Caesars unsicher genug. Die Gefahr neuer Bürgerkriege war keineswegs gebannt. Mit einem Wort: Es herrschte eine teils offene, teils latente Anarchie. Caesars Aufgabe war es, Respublica und Reich neu zu integrieren. Es galt, in der Mitte des Reichs eine Ordnung zu finden, in der die entfesselten Kräfte wieder gebunden werden konnten, und eine Schicht zu gewinnen, die Respublica und Reich trug.

Hier geht es um die entscheidenden Kriterien der Staatsmannschaft Caesars. Caesar hat seit 49 und zumal seit 46 eine Unzahl vortrefflicher Einzelmaßnahmen getroffen, darunter so verschiedene wie die Schaffung des julianischen Kalenders, der kaum modifiziert noch heute gilt, und die Landversorgung Zehntausender von Veteranen und Stadtbürgern Roms, ein organisatorisches Werk größten Formats. Aus ihnen heben sich zwei Komplexe heraus: Erstens hat Caesar durch großzügige Anlage von Kolonien und durch Bürgerrechtsverleihungen die Romanisierung der Westprovin-<55>zen erheblich vorangetrieben. Zweitens hat er in Rom eine Autokratie aufgebaut.

Der überwiegende Teil der Forscher sieht nun in diesen beiden Leistungen die Verwirklichung einer einheitlichen genialen Konzeption: Die Anfänge einer Überwindung der Kluft zwischen Rom und den Provinzen, der Bildung eines Reichsstaats unter monarchischer Führung. Durch dieses Werk habe Caesar in klarer Erkenntnis der historischen Notwendigkeiten der Entwicklung von Jahrhunderten den Weg gewiesen. Daß er dabei oft nicht mit dem notwendigen Takt vorging und in Rom weitgehend auf Ablehnung stieß, scheint gegenüber dieser enormen „staatsmännischen“ Leistung wenig zu verschlagen.

Diese Auffassung wird uns neuerdings fragwürdig. Angesichts der Schwierigkeiten, mit denen Caesar zu ringen hatte, erscheinen die meisten seiner Taten, gerade die Kolonial- und Reichspolitik, aber auch die zunehmende Autokratie eher als Mittel der Auskunft aus politischen Zwangslagen. Immer mehr kommen wir dazu, in seiner ganzen Politik eine Improvisation größten, vielfach wirklich staatsmännischen Stils zu sehen.

Aber darauf kommt es hier nicht an. Wesentlich für unsere Frage ist, daß die Dinge in das rechte Maß gesetzt werden. Gleichgültig, wie es um die „Konzeption“ Caesars und um die Einzelheiten seiner Politik steht, es gilt zu erkennen, daß das Problem der inneren Konsolidierung der Prüfstein ist, an dem sich Caesars Staatsmannschaft zu bewähren hat. Konkret und etwas überspitzt gesagt: Was nützte die ganze in ihrer Art gewiß großzügige Provinzial- und Sozialpolitik Caesars, wenn die Verhältnisse in Rom, in der Führung des Reiches nicht

gefestigt wurden? Die Fundamente einer Neuordnung in den Provinzen, wenn davon die Rede sein kann, konnten sinnvoll nur gelegt werden, wenn durch eine Sicherung im Innern ausgeschlossen wurde, daß die Provinzen wieder in die Mitleidenschaft schwerster innerer Auseinandersetzungen gerieten. Sonst mußte alles Stückwerk bleiben. Wenn Caesar gegenüber der Aufgabe der Integration versagte, war es also nicht ein staatsmännisches Negativum, das durch andere gleichsam ebenso gewichtige oder gar noch gewichtigere staatsmännische Positiva aufzuwiegen war. Sondern hier mußte sich – um auch im Ausdruck ein strenges Maß anzulegen – entscheiden, ob Caesar wirklich ein Staatsmann war. Alles andere waren Details, die Bewährung bloß gewisser „staatsmännischer“ Eigenschaften. Erst aus dieser Scheidung zwischen Wesentlichem und Sekundärem gewinnen wir die Proportionen, in denen Leistung und Versagen Caesars zu beurteilen sind.

Wie stand Caesar zu seiner zentralen Aufgabe der inneren Konsolidierung? Was leistete er zu ihrer Lösung? Nach den obigen Feststellungen über Caesars Konsulat und den Beginn des Bürgerkriegs ist klar, daß es für Caesar unerhört schwierig sein mußte, auch geistig zu erobern, zu versöhnen, Vertrauen zu gewinnen. Gleichwohl hat er auch die Chancen, die ihm innerhalb dieser Situation noch blieben, anscheinend nicht nutzen können – oder mögen, so sehr er sich mühte, die Dinge nicht noch zu verschlimmern.

Caesars Kriegführung war außerordentlich nobel. Er vermied peinlich jede feindliche Maßnahme, die nicht militärisch unumgänglich war. Die meisten Gegner hat er sofort, nachdem sie gefangen genommen waren, wieder freigelassen. Diese seine sprichwörtliche „Clementia“ aber, seine Milde, machte zwar einen sehr guten Eindruck, jedoch bedingte es teils die Situation, teils die Einstellung, aus der sie geübt wurde, daß sie eher demütigend als versöhnlich war. Rechtswidrig sei es, wie ein Herr die zu begnadigen, über die zu herrschen Caesar nicht zukomme, so hat Cato eine gewiß <56> weitverbreitete Reaktion auf Caesars „Milde“ formuliert. Und was die Gesinnung angeht, so nannte Caesar die Clementia eine „neue Art des Siegens“. Das war mit Blick auf die Sullanischen Praktiken gesprochen. Man sollte es gleichwohl sehr wörtlich nehmen: Nicht Befriedung, Versöhnung, sondern Sieg, Unterwerfung! So sagte Caesar bei Catos Tod: „Ich neide dir deinen Tod. Denn du hast mir deine Rettung geneidet.“ Als die ersten Begnadigten wieder zu seinen Gegnern zurückgingen, schrieb er, er werde sich in der Clementia nicht beirren lassen. „Nichts nämlich ist mir lieber, als daß ich mir und jene sich gleichbleiben“. Entweder war das Ernst, dann zeigt es, daß er sie eigentlich gar nicht gewinnen wollte. Oder es war Ressentiment, dann muß er naiv genug gewesen sein zu glauben, seine Gegner mit einem Schlage gewinnen zu können. Beides ist durchaus möglich. Beides würde zeigen, wie wenig er seiner Aufgabe gewachsen war.

Trotz allem war man in Rom bereit zu vergessen, ihm einen Vorschuß an Vertrauen zu gewähren, mitzuarbeiten, damit wieder eine Respublica, ein Rechtsstaat konstituiert werde. Aber Caesar hat alle, die es waren und vielleicht werden konnten, nur vor den Kopf gestoßen. Er war zunächst einmal gar nicht für sie zu sprechen. Selbst die Ersten des Staats mußten stunden-, vielleicht tages-

und wochenlang antichambrieren, bevor sie vorgelassen wurden. Cicero schrieb, Caesar habe ungemein viel zu tun. Aber diese Tätigkeit bestand zum guten Teil in einer Unzahl von zwar wichtigen, aber nicht drängenden Geschäften. Da wurden Königstitel an irgendwelche Duodezfürsten Kleinasiens verliehen und Pläne zur Errichtung von Bibliotheken oder zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe oder dergleichen geschmiedet. Man kann sich des Eindrucks schwer erwehren, daß es eine betriebsame Flucht vor den zentralen Aufgaben war. Selbst wenn Caesar aber zu sprechen war, ließ er sich auf Diskussionen nicht ein. Er verlangte Zustimmung und Heuchelei: Cicero sollte zum Beispiel behaupten, daß die Respublica, der Rechtsstaat, noch existiere!

Darüber hinaus hat Caesar, wie 59, bedenkenlos und unnütz durch viele Verhaltensweisen weiteste Kreise verletzt. Die Respublica sei nichts, ein Name ohne Körper und Gestalt, hat er gesagt. Das war, auch im Blick auf die Zeit vor 49, nicht so vollends falsch, aber er durfte es nicht sagen, wenn er versöhnen wollte. Das Konsulat, die höchste Würde, hat er zynisch zu einer bloßen Dekoration degradiert. Entgegen allen geheiligten Anschauungen hat er zuletzt auch für seine Siege über Römer Triumphe gefeiert. Als man Cato nach seinem Tode in Rom literarisch verherrlichte, hat er mit einer offenbar so ungeschickten Invektive geantwortet, daß der Nachruhm Catos dadurch im Effekt nur gefördert wurde. Diese Reihe ließe sich noch beliebig vermehren. Aber es ist auch ohnedies eindeutig, daß er die Angehörigen der bislang führenden Schichten nur immer wieder von sich abgestoßen, nie ernsthaft zu versöhnen getrachtet hat.

Aber Caesar hatte auch nichts an die Stelle dieser Schichten zu setzen. Die Zahl seiner Anhänger war bis zu seinem Ende äußerst gering. Zeitweilig scheint er nicht einmal genug Leute gehabt zu haben, um die Ämter zu besetzen. Diejenigen aber, die ihm verbunden waren, hatte er keineswegs in der Hand. Sie haben ihm wider seinen Willen ungeheuer geschadet, und er hat ihnen immer wieder Konzessionen gemacht, weil er ohne sie gar nicht ausgekommen wäre. Die Prominentesten unter ihnen, Antonius etwa und Dolabella und viele andere, standen ihm innerlich völlig fremd gegenüber, mehrere fanden sich unter seinen Mördern. Strasburger schreibt richtig, Caesar habe nur befehlen und bestechen können. Man wird hinzufügen dürfen, daß er – politisch gesehen – selbst das nur unvollkommen konnte.

In dieser Lage, völlig isoliert, ohne irgendein tragfähiges politisches Fundament ist Caesar endlich vollends ins Schwimmen geraten. Immer ist aufgefallen, daß man ihn zwischen 48 und 44 mehrfach mit zum Teil unsinnig übertriebenen Ehrungen bedacht hat. Man hat zumeist gemeint, daß Caesar diese Ehren erstrebt hat und hat das für einen Fehler gehalten. Wahrscheinlicher ist, daß er, wenigstens zuletzt, nicht mehr recht Herr seiner Entschlüsse war, als er sie annahm. Es ist mehrfach gut bezeugt, daß die Ehrungen von einem Großteil der Beschließenden dazu gedacht waren, ihn endgültig unmöglich zu machen. Florus schreibt, man habe ihn mit ihnen wie ein todbestimmtes Opfertier mit heiligen Binden geschmückt. In eine ähnliche Richtung könnten gewisse gesetzlich formulierte Vollmachten weisen. So durfte Caesar bei den Wahlen für die Hälfte aller Ämter, außer den Konsulaten, bindende Empfehlungen abgeben. Man fragt sich, ob er

dadurch mehr gewann – indem seine Macht legalisiert wurde –, oder mehr verlor – indem diese Übermacht augenfälliger und verhaßter wurde. Ähnlich steht es mit dem Beschluß die Frist seiner Diktatur von 10 Jahren auf lebenslänglich zu erweitern. Damit hatte die Autokratie den letzten Schein des Provisoriums <57> verloren. Schließlich wissen wir von verschiedenen Bemühungen, Caesar den verhaßten Königstitel aufzudrängen bzw. glaubhaft zu machen, er strebe danach.

Daß Caesar – außer in der Frage des Königstitels – sich von dieser höchst gefährlichen politischen Strömung treiben ließ bzw. sich auch aktiv in ihr bewegte, ist schwer zu verstehen. Wahrscheinlich war es wesentlich auch ein Ausdruck der Resignation. Wir wissen, daß er schon 46 erklärt hat, er habe für sich und seinen Ruhm – alles andere war offenbar gleichgültiger – lange genug gelebt. Wenn er im März 44 zu einem Partherfeldzug aufbrechen wollte, so wollte er offensichtlich den schweren Problemen in Rom entfliehen.

Caesar hat also, so ergibt sich schon aus dieser ganz fragmentarischen Betrachtung, vor der zentralen Aufgabe, die ihm gestellt war, völlig versagt. Er hat sie nicht einmal angepackt. Er hat nicht mit sich versöhnen, er hat keine Kräfte gewinnen können, die mit ihm eine neue Ordnung aufbauten und trugen, er hat alles in der Anarchie belassen, in die er es gestürzt. Er ist in Rom zuletzt zwar unumschränkter Herrscher, aber nicht Herr der Situation gewesen. Man darf das sicher nicht für die Kehrseite positiver Leistungen ansprechen. Eine „unverstandene Größe“ zu sein, ist für einen Staatsmann etwas absolut Negatives. Und wenn man, die zahlreichen Konzessionen an seine Anhänger übersehend, meint, er habe nicht parteilich sein, sondern allen, dem Ganzen gerecht werden wollen, so ist auch das praktisch etwas Negatives, wenn darüber die innere Konsolidierung scheitert. Freilich darf nicht vergessen werden, wie maßlos die Schwierigkeiten waren. Aber Caesar war nicht zuletzt auch wiederum selbst die Ursache dieser Schwierigkeiten.

Caesar hat selbst gewußt, wie völlig ungesichert alle Verhältnisse waren. Nicht so sehr sein wie des Staates Interesse sei es, so hat er einmal gesagt, daß er am Leben bleibe. Wenn ihm nämlich etwas zustoße, werde der Staat in neue, schlimmere Bürgerkriege stürzen. Das war durchaus richtig. Aber wenn durch seine Ermordung eine schreckliche Bürgerkriegsepoche von fast 15 Jahren heraufgeführt wurde, sollte man die Schuld dafür weniger bei den Mördern als in dem durch Caesars Wirken völlig verzweifelden Zustand des Staates suchen. Es war keine Aussicht, daß es, solange Caesar lebte, besser wurde.

„Die großen Männer sind zu unserem Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise frei mache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz.“ So hat Jacob Burckhardt gerade auch mit Blick auf Caesar gesagt. Wir haben heute an solchen weltgeschichtlichen Aspekten etwas den Geschmack verloren. Was wäre, wenn Caesar nicht das Glück gehabt hätte, daß auf der Tabula Rasa, die er hinterließ, eine halbe Generation später Augustus eine höchst glückhafte Neuschöpfung errichtete? Ob das Wirken eines Politikers glück- oder unglückbringend ist, danach

sind, so hat Strasburger sehr zurecht gesagt, in erster Linie die zu fragen, die es an sich selbst erfahren haben.

Durch diese Ausführungen kann und soll an der menschlichen Größe Caesars nicht gedeutelt werden. Seine Gestalt wird durch sie nur noch viel rätselhafter. Der Lösung dieses Rätsels scheint mir Strasburger am nächsten gekommen zu sein, wenn er sagt: „Man glaubt sich in die Welt eines Achilleus oder Coriolan zurückversetzt“. Die Widersprüche im Bilde Caesars scheinen sich in der Tat am besten zu reimen, wenn man ihn „für einen verspäteten Repräsentanten jenes uralten agonalen Geistes hält, nicht für den Vorläufer des Augustus, Trajan oder Hadrian.“

Das Heil einer Republik oder einer Monarchie liegt nicht darin, daß sie einen Gebieter haben, der sie, solange sein Leben dauert, klug regiert, sondern daß sie einen haben, der sie so in Verfassung bringt, daß sie auch nach seinem Tode noch dauern können.

Macchiavelli, Discorsi I, Kap. 11